



DIE BEGEGNUNG

ANDY ANDREWS

*Manchmal
muss man die Dinge
nur ein bisschen
anders sehen*

LIMITIERTE
JUBILÄUMS-
EDITION

BRUNNEN

seit 1919

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Noticer« bei Thomas Nelson, Nashville, Tennessee, USA.
© 2009 Andy Andrews

10. Auflage 2018
Die vorherige Auflage ist erschienen unter der ISBN 978-3-7655-1764-8.

© der deutschsprachigen Ausgabe Brunnen Verlag Gießen 2010
www.brunnen-verlag.de
Lektorat: Petra Hahn-Lütjen
Umschlagmotiv: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: DTP Brunnen
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-0672-7
www.brunnen-verlag.de



*Für Polly ... meine Frau, meine beste Freundin,
meine Liebe, meinen »Noticer«*

Kapitel 1

Sein Name war Jones. Jedenfalls nannte ich ihn so. Nicht *Mister Jones* ... nur Jones. Mich nannte er »junger Mann« oder »mein Junge«. Eigentlich redete er auch sonst niemanden mit Namen an. Es hieß immer *junger Mann, junge Frau, mein Sohn, mein Kind, Fräulein, gute Frau* oder *guter Mann*.

Jones war schon alt, aber es war dieses »alt«, das sich schwer schätzen lässt. War er fünfundsechzig oder achtzig – oder hundertachtzig Jahre alt? Und jedes Mal, wenn ich ihn erblickte, hatte er einen alten braunen Koffer dabei.

Ich? Ich war dreiundzwanzig, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. Er streckte mir seine Hand entgegen, und aus welchem Grund auch immer ergriff ich sie. Wenn ich diesen Moment jetzt vor mir sehe, war allein das schon ein kleines Wunder. Zu jedem anderen Zeitpunkt und bei jeder anderen Person hätte ich mich angesichts meiner Lebensumstände entweder ängstlich verkrochen oder wäre mit den Fäusten voran losgestürmt.

Ich hatte geweint und er muss mich wohl gehört haben. Es waren keine Schluchzer der Einsamkeit oder das Wimmern wegen irgendwelcher Beschwerden, was ich von mir gegeben hatte – auch wenn ich mich damals einsam und unbehaglich fühlte. Es war das Heulen, das ein Mann sich nur dann gestattet, wenn er sicher ist, dass ihn wirklich niemand hört. Und ich *war* mir sicher. Offensichtlich eine Fehleinschätzung, aber ich *war* mir sicher. Jedenfalls so sicher, wie man sein kann, wenn man seine Nächte unter Landungsbrücken verbringt.

Meine Mutter war ein paar Jahre zuvor einem Krebsleiden erlegen. Dieses tragische Ereignis wurde noch dadurch schlim-

mer, dass mein Vater es schaffte, ihr kurz darauf durch einen Autounfall ins Jenseits hinterherzujagen, den er leicht hätte überleben können, wenn er angeschnallt gewesen wäre.

In der verworrenen Zeit, nachdem – wie ich es sah – meine Eltern mich im Stich gelassen hatten, reihte sich bei mir eine zweifelhafte Entscheidung an die nächste. Innerhalb von wenigen Jahren fand ich mich obdachlos und ohne Auto an der Golfküste wieder. Ich hielt mich mit gelegentlichen Jobs über Wasser – säuberte Fische auf dem Pier oder verkaufte Köder an die Touristen – und duschte am Strand oder schwamm in einem der Hotelpools, bis ich sauber war.

Wenn es kalt wurde, fand ich immer bei einem der leeren Ferienhäuser, die den Strand säumten, eine offene Garage. Die reichen Leute (alle, die ein Ferienhaus besaßen), merkte ich bald, hatten meist einen zweiten Kühlschrank oder eine Gefriertruhe in der Garage. Hier fand ich nicht nur Getränke und Proviant, die Geräte eigneten sich auch hervorragend als Heizungersatz, wenn man sich nah genug an den warmen Luftstrom legte, den der Lüfter unten am Kühlkreislauf erzeugte.

Meistens zog ich aber mein »Zuhause« unter den Brücken des Gulf State Park vor. Ich hatte unter dem Pier genau dort ein großes Loch gegraben und ausgestrichen, wo der Beton auf Sand traf. Stellen Sie sich einen geräumigen Unterstand vor: viel Platz, von außen nicht zu sehen und so trocken, wie es sich für einen Sandstrand gehört. Meine wenigen Habseligkeiten ließ ich oft mehrere Tage am Stück dort: hauptsächlich Angelzeug, T-Shirts und Shorts. Nie kam etwas weg. Ich war ehrlich davon überzeugt, dass niemand wusste, dass ich dort schlief. Deswegen war ich so verblüfft, als plötzlich Jones vor mir stand.

»Kommen Sie, mein Junge«, sagte er mit ausgestreckter Hand. »Kommen Sie heraus ins Licht.«

Ich ergriff seine rechte Hand und zog mich daran in den

weichen Lichtkegel, den die Natriumdampflampen auf dem Pier warfen.

Jones war kein großer Mann – er maß keine 1,80 Meter –, aber er war auch nicht klein. Die weißen Haare trug er glatt nach hinten. Sie waren zu lang, aber sorgfältig mit den Fingern durchgekämmt und in Form gebracht worden. Seine Augen schienen selbst im Dämmerlicht zu leuchten. Sie waren klar, kristallblau und von seinem faltenreichen Gesicht eingerahmt. Obwohl er Jeans, ein weißes T-Shirt und Flipflops aus Leder trug, machte er einen stattlichen Eindruck – auch wenn ich selbst aus heutiger Sicht sagen muss, dass man einen etwa 1,75 Meter großen alten Mann nachts unter einem Pier kaum so umschreiben würde.

Wenn ich Ihnen Jones schon beschreibe, dann kann ich auch gleich sagen, dass ich mir nie sicher war, ob er nun schwarz war oder weiß. Abgesehen von dem Bild, das Sie sich gerade im Kopf von ihm machen, ist es wohl auch nicht wichtig. Jedenfalls habe ich ihn nicht danach gefragt und nie erfahren, ob sein Café-au-lait-Teint nun genetisch bedingt oder das Resultat eines Lebens im Freien war. In jedem Fall war er dunkelhäutig. Mehr oder weniger.

»Heulen Sie wegen was Bestimmtem?«, fragte er mich.
»Vielleicht wegen *jemand* Bestimmtem?«

Und ob, dachte ich. *Wegen mir. Ich bin dieser jemand.* »Wollen Sie mich ausrauben?«, fragte ich laut. Die Frage war sonderbar und zeigte, wie viel Misstrauen ich zu dieser Zeit jedem und allem entgegenbrachte.

Der Alte hob die Augenbrauen. Er spähte an mir vorbei in die Dunkelheit, aus der ich wenige Momente zuvor aufgetaucht war, und kicherte. »Ausrauben? Keine Ahnung ... Haben Sie Möbel oder einen Fernseher da drin, die ich übersehen habe?«

Ich antwortete nicht. Wahrscheinlich ließ ich den Kopf

hängen. Sein Anflug von Humor verdarb mir die Laune noch mehr. Aber ihn schien das nicht zu interessieren.

Er boxte mich spielerisch gegen den Arm. »Na, nicht so ernst, junger Mann. Erstens sind Sie bald einen halben Meter größer als ich, weswegen ich bestimmt nicht auf die Idee kommen werde, Sie auszurauben. Und zweitens hat es auch sein Gutes, nicht so viel zu besitzen.«

Ich sah ihn verdutzt an.

»Sie sind sicher! Nicht nur ich raube Sie nicht aus, sondern auch sonst niemand. Sie haben ja nichts, was man erbeuten könnte!« Er hielt inne und merkte, dass ich noch immer nicht lächelte. Ganz im Gegenteil: Ich wurde ärgerlich. Daraufhin schlug der alte Mann einen anderen Kurs ein. »Hey, Andy, wenn ich verspreche, dass ich Sie *nie und nimmer* ausrauben werde, darf ich dann eine von den Cokes haben, die Sie dort drin gebunkert haben?« Er wies hinter mich.

Ich glotzte ihn an.

»Ja? Nein?«, sagte er. »Bitte?«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte ich.

»Sie können mich übrigens Jones nennen.«

»Aha. Warum kennen Sie meinen Namen? Und woher wollen Sie wissen, was ich dort drin habe?«

»Ist doch keine Kunst«, zuckte er mit den Achseln. »Ich beobachte Sie schon eine lange Zeit. War immer in der Nähe. Und die Cokes stammen bestimmt aus den nächtlichen Beutezügen in die Garagen der Reichen und Berühmten hier am Ort. Also ... kriege ich eine?«

Ich sah ihn noch einen Moment lang an und dachte über die Antwort nach. Dann nickte ich langsam und verschwand in der Dunkelheit, um seine Cola zu holen. Mit zwei Dosen kam ich wieder hervor und gab eine dem alten Mann.

»Wehe, die ist extra geschüttelt!«, sagte dieser und grinste mich an. Als ich noch immer nicht das geringste Lächeln zeig-

te, seufzte er und stellte fest: »Lieber Himmel, Sie sind vielleicht 'ne harte Nuss.« Nachdem er den Verschluss zischend geöffnet hatte, setzte sich Jones im Schneidersitz in den Sand. »Also gut«, sagte er und nahm einen großen Schluck aus der roten Dose, »fangen wir an.«

»Anfangen ... womit?«, fragte ich verständnislos.

Jones stellte die Colabüchse im Sand ab. »Wir sollten ein paar Dingen Aufmerksamkeit schenken. Wir müssen Sie mal ein bisschen durchchecken. Und dann ein paar Perspektiven zusammentragen.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden«, entgegnete ich. »Und ich weiß überhaupt nicht, wer Sie sind.«

»Na gut«, sagte er und lächelte. »Also, wie soll ich es erklären?« Er lehnte sich plötzlich in meine Richtung vor. »Was mich betrifft, können Sie mich Jones –«

»Das haben Sie schon mal gesagt«, unterbrach ich ihn. »Was ich wissen will ...«

»Ja, ich weiß, was Sie wissen wollen. ›Wo komme ich auf einmal her‹ und so weiter.«

Ich nickte.

»Nun, heute Abend kam ich nur ein Stückchen den Strand hier hoch.«

Ich seufzte und verdrehte die Augen.

Lachend hielt er in gespielmtem Protest beide Hände hoch. »Also gut, also gut. Nicht böse werden mit dem alten Jones ...« Mit sanfterer Stimme setzte er hinzu: »Okay?«

Als er mein Nicken zur Kenntnis genommen hatte, fuhr er fort. »Ich bin jemand, der Dinge sieht. Das ist mein Talent. Andere können vielleicht gut singen oder schnell laufen. Ich sehe dafür Sachen, die andere Menschen übersehen. Und, glauben Sie mir, dabei sind die meisten davon offensichtlich.« Der Alte stützte sich nach hinten auf die Hände und legte den Kopf schief. »Mir fallen Dinge an Situationen und Menschen

auf, die Perspektiven schaffen. Das fehlt den meisten Leuten, wissen Sie – Perspektive, eine weite Sicht. Also gebe ich sie ihnen ... und dann können sie sich neu sammeln, tief durchatmen und ihr Leben wieder anpacken.«

Wir saßen einige Minuten still da und blickten auf den nächtlichen Golf von Mexiko. Irgendwie war ich in der Gegenwart dieses alten Mannes eigenartig ruhig. Er hatte sich inzwischen auf die Seite gelegt, den Ellenbogen im Sand und den Kopf auf die Hand gestützt. Nach einer Weile begann er erneut zu sprechen. »Mama und Daddy haben also die Augen zugemacht?«

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich zurück.

Er zuckte nur leicht mit den Schultern, als wollte er sagen, *jeder weiß das*, aber ich wusste, dass das nicht stimmte. Obwohl es mich beunruhigte, dass dieser Fremde so viel über mich zu wissen schien, schüttelte ich das unheimliche Gefühl ab und beantwortete die Frage. »Ja, sind beide tot.«

Er schürzte die Lippen. »Nun, auch das ist eine Frage der Perspektive.«

Ich blickte ihn fragend an.

»Es gibt einen großen Unterschied zwischen ›tot‹ und ›Augen zugemacht‹.«

»Nicht für mich«, antwortete ich schroff.

»Sie sind doch gar nicht der, der hier die Augen zugemacht hat.«

»Da haben Sie verdammt recht«, sagte ich bitter. »Mich hat man zurückgelassen.« Den Tränen nahe und mit einem barschen Ton in der Stimme platzte ich heraus: »Und wo bleibt jetzt Ihre Perspektive?«

Behutsam fragte Jones zurück: »Nun, was denken Sie, warum Sie hier sind? Ich meine in dieser Situation, an diesem Ort.«

»Weil ich es so wollte«, schnappte ich zurück. »Meine

eigenen Fehlentscheidungen. Mein schlechtes Verhalten.« Ich starrte ihn böse an. »Sehen Sie? Ich kenne all die Antworten. Ich muss das nicht von Ihnen hören. Alles meine Schuld, okay? Ist es das, was Sie hören wollten?«

»Nein«, antwortete der alte Mann ruhig. »Ich war nur neugierig, ob Sie selbst vielleicht eine Perspektive haben.«

»Habe ich zufälligerweise nicht«, sagte ich. »Früher hat man mir ständig den Bibelspruch vorgesetzt, dass Gott einen ›Menschen nach seinem Herzen‹ dorthin stellt, wo er ihn haben möchte. Und was macht er? Steckt mich unter eine Brücke!« Ich fluchte und setzte dann hinzu: »Und übrigens weiß ich genau, welchen Unterschied es zwischen ›tot‹ und ›Augen zugemacht‹ gibt. Ich habe mehr als genug Zeit meines Lebens in der Kirche verbracht und kann mir sehr wohl denken, worauf Sie hinauswollen. Ich weiß nur nicht, wem ich diesen Schwachsinn abkaufen soll.«

»Das ist okay ...«, sagte Jones besänftigend. »Ich verstehe, was Sie sagen. Und ich kann nachvollziehen, warum Sie sich so fühlen. Hören Sie, ich verkaufe hier nichts. Ich bin nur hier, wegen ...«

»Wegen der Perspektiven, ich weiß.«

Jones war für einen Moment still und ich begann mich zu fragen, ob ich ihn mit meiner groben Art zum Schweigen gebracht hatte.

Später merkte ich: Das war die erste von vielen Gelegenheiten, bei der er mich hätte aufgeben und sich abwenden können ... Aber Jones blieb.

»Junger Mann?« Er sprach mich wieder an, während er sich eine weiße Haarsträhne aus dem Gesicht strich. »Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erkläre, dass Ihre schlechten Entscheidungen tatsächlich mitverantwortlich dafür sind, dass Sie unter dieser Brücke gelandet sind? Und dass trotzdem dieser Pier genau der Ort ist, an dem Sie sein sollen, damit

Sie eine Zukunft erleben, die Sie sich jetzt noch nicht einmal erträumen können?»

»Ich verstehe kein Wort«, erwiderte ich. »Und ich bin nicht sicher, ob ich Ihnen glauben würde, wenn ich es verstehen würde.«

»Das werden Sie«, antwortete Jones. »Vertrauen Sie mir. Eines Tages werden Sie das verstehen.« Mit einem schlagartigen Lächeln auf den Lippen fügte er hinzu: »Wissen Sie, mein Junge, die Sache ist die: Jeder scheint den Satz falsch zu verstehen, den Sie mir eben an den Kopf geworfen haben. Wieso sind alle der Meinung, wenn es heißt: Gott setzt ›einen Menschen nach seinem Herzen‹ an den Platz, wo er ihn haben möchte, dass das bedeutet, dass Gott sie gleich auf einen Berggipfel, in eine große Villa oder vorn an den Anfang der Schlange setzt? Passen Sie auf. Jeder möchte auf dem Berggipfel sein. Aber wissen Sie, Gipfel sind steinig und kalt. Auf einem Gipfel gibt es auch kein Wachstum mehr. Klar, die Aussicht ist toll, aber wofür ist eine Aussicht gut? Sie ermöglicht uns einen kurzen Blick auf unsere nächste Station, unser nächstes Ziel. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir jedoch runter vom Gipfel und durch das Tal, um uns an den nächsten Aufstieg zu machen. Im Tal kämpfen wir uns durch das hohe Gras und durchpflügen schweren Boden. Und so lernen wir, was wir brauchen, um den nächsten Gipfel des Lebens zu erklimmen. Ich behaupte also, dass Sie genau an dem Ort sind, wo Sie sein sollen.«

Der Alte nahm weißen Sand in beide Hände und ließ ihn durch die Finger rinnen. »Das sieht für Sie vielleicht aus wie nutzlose Sandkörner, mein Junge, aber weit gefehlt. Ich sage Ihnen, wenn Sie heute Ihren Kopf darauf legen, dann schlafen Sie auf fruchtbarem Boden. Sie sollten anfangen zu denken, zu lernen, zu beten, zu planen und zu träumen. Denn schon bald ... werden Sie durchstarten.«

Bevor er mich an diesem Abend verließ, öffnete Jones sei-

nen Koffer. Er schützte ihn vor meinen neugierigen Blicken und holte drei kleine orangefarbene Bücher mit festem Einband hervor. »Lesen Sie?«, fragte er. Auf mein Nicken setzte er hinzu: »Ich meinte nicht, ob Sie lesen *können*. Ich wollte wissen, ob Sie es *tun*.«

»Ja«, antwortete ich. »Meistens Zeitschriften und so, aber ja, ich lese.«

»Das genügt«, sagte Jones. »Lesen Sie die hier.«

Ich entzifferte, was er mir im Halbdunkel überreichte. Die Buchtitel waren Namen. *Winston Churchill*. *Will Rogers*. *George Washington Carver*. Ich blickte wieder auf. »Geschichtsbücher?«

»Nein«, antwortete er mit einem Augenzwinkern, »Abenteuergeschichten! Erfolg, Versagen, Romanzen, Intrigen, Tragödien, Triumph – und das Beste daran ist, dass jedes Wort wahr ist! Denken Sie daran, junger Mann, man lernt nicht am meisten aus der eigenen Erfahrung. Die Erfahrungen anderer Leute, das ist die beste Grundlage! Wenn Sie über das Leben großer Persönlichkeiten lesen, dann können Sie entschlüsseln, was sie dazu gemacht hat.«

Ich las *Winston Churchill* bis zum Morgengrauen. Es war irgendwie tröstlich zu entdecken, dass jemand noch mehr Tragödie und Ablehnung im Leben ertragen musste als ich. Mir entging aber auch ebenso wenig, dass Churchill später in seinem Leben mehr als genug Erfolge verbuchen konnte.

Jones hatte sich verabschiedet, kurz nachdem ich zu lesen begann. Ich hatte ihm kaum noch Beachtung geschenkt. Am nächsten Morgen aber wünschte ich mir, ich wäre freundlicher zu dem alten Mann gewesen. Im Nachhinein war es mir peinlich und ich schämte mich für mein Benehmen. Dafür fühlte ich mich nicht annähernd so verzweifelt wie am Vorabend. Bei Anbruch der Nacht hatte ich *George Washington*

Carver ausgelesen und war so müde, dass ich bis zum nächsten Morgen durchschlief.

An diesem Tag säuberte ich Boote an der Anlegestelle und dachte die ganze Zeit über meine Lektüre nach. Außerdem hielt ich Ausschau nach Jones, konnte ihn aber nirgendwo entdecken. Gene, der Hafенmeister, sagte, er kenne den Alten gut. Er erzählte mir, Jones tauche schon seit Jahren immer wieder in der Stadt auf. »Wissen Sie«, sagte er, »Jones war schon alt, als ich noch ein Junge war. Und ich bin zweiundfünfzig.«

Will Rogers las ich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden durch. Bis ich meinen Freund wiedersah, vergingen jedoch einige Tage. Ich war gerade dabei, ein Netz in der Lagune auszuwerfen, um Garnelen und kleine Barben zu fangen, die ich als Köder verkaufen konnte, als der alte Mann plötzlich hinter mir stand. »Schon was gefangen?«, fragte er.

»Hey, Jones!«, rief ich. »Ich habe Sie gar nicht gehört. Wo waren Sie? Ich habe schon alle Bücher gelesen.«

Er lachte über meinen Überschwang. (Ehrlich gesagt war ich selbst etwas überrascht, wie sehr es mich freute, ihn zu sehen.) »Langsam, langsam. Eins nach dem anderen«, sagte er schmunzelnd. »Sie konnten mich deswegen nicht hören, weil Sie hier so herumplanschen, dass ich sogar auf einem Elefanten hätte heranreiten können. Wo ich war? Mal hier, mal dort – hab Sie sogar ein paarmal gesehen. Wollte nur nicht stören. Schön, dass Sie die Bücher gelesen haben. War'n sie gut?«

»Ja«, antwortete ich. »Sehr sogar.«

»Prima. Ich dachte mir schon, dass Sie inzwischen damit fertig sind. Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus ... Ich war schon am Pier und habe sie geholt. Und drei neue dagelassen.«

»Ehrlich?«, sagte ich überrascht. »Danke.«

»Gern geschehen. Ich hole sie aus der Bücherei. Aber ich suche sie extra für Sie aus.« Jones hielt eine Plastiktüte hoch,

die er neben dem Koffer mit sich führte. »Hungrig? Ich habe was zu essen dabei.«

»Ich bin immer hungrig«, antwortete ich. »In letzter Zeit bin ich zu einem ›Eine-Mahlzeit-am-Tag-Typ‹ geworden. Meine Mutter sagte dazu immer ›opportunistischer Esser‹.«

»Dann los«, forderte er mich auf. »Kommen Sie aus dem Wasser raus. Ich habe ein Festmahl mitgebracht.«

Das »Festmahl«, so stellte sich heraus, waren Wiener Würstchen mit Sardinen. Weil ich wirklich hungrig war, aß ich davon. Allerdings hatte ich mir unter einem Festmahl etwas anderes vorgestellt, und Jones wusste das. Später fragte ich mich, ob er die Sachen gerade deswegen mitgebracht hatte.

Wir hatten uns auf einer hohen Düne unter einem Eichenbaum niedergelassen. Der weiße Strand lag vor uns; hinter uns plätscherte die dunkelblaue Lagune. Ich trug alte Tennisschuhe und abgeschnittene Jeans bei freiem Oberkörper. Jones hatte wieder seine Lederflipflops, Jeans und T-Shirt an, dazu ein blaues Tuch um den Kopf, welches seine Augen noch stärker leuchten ließ. Von unserem Platz aus konnten wir die Brandung hören, während die leichte Brise die Sommerhitze gerade erträglich machte.

»Na, was essen Sie da?«, fragte Jones, während er mich lächelnd anblinzelte.

Ich blickte ihn verwirrt an. Nachdem ich mir mit dem Handrücken den Mund abgewischt und den Bissen hinuntergeschluckt hatte, erwiderte ich: »Was? Sie wissen doch, was ich esse. Das Gleiche wie Sie.«

»Tatsächlich?«, sagte der Alte verschmitzt. »Ich habe da meine Zweifel. Wollen doch mal sehen ...« Er wandte sich mir direkt zu. »Was essen Sie? Und wo essen Sie es?« Auf meinen verstörten Blick hin fügte er sanft hinzu: »Keine Angst, ist kein Trick.«

Ich zog die Augenbrauen nach oben. »Also gut ...«, ant-

wortete ich und hielt die Hände hoch, als wollte ich sagen, *ich habe keine Ahnung, worauf Sie hinauswollen*. Dann begann ich:

»Ich schätze, ich ...«

»Nicht schätzen. Sagen Sie's einfach«, unterbrach er mich.

»Okay. Ich esse Sardinen und Wiener Würstchen.«

»Und wo?«

»Im Sand.«

Jones lächelte. »Dachte ich mir.« Er nickte und wiederholte: »Dachte ich mir. Na ja, die Bücher werden ihr Übriges tun, und ich glaube, ich kann auch ein wenig helfen.«

»Jones«, sagte ich und schüttelte den Kopf, »worum in aller Welt geht es hier?«

»Um Ihre Sicht, mein Junge. Sie ist im Moment unglaublich trübe, aber ich bin mir sicher, wir können eine Bresche vom Kopf zu Ihrem Herzen schlagen. Und so bekommen wir auch einen Blick auf Ihre Zukunft.«

Ich war unsicher, aber neugierig. »Ich verstehe immer noch nicht«, sagte ich.

Jones legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich weiß. Und das erwarte ich auch gar nicht von Ihnen.« Dann lehnte er sich zu mir herüber und setzte leise hinzu: »Weil Ihnen die Perspektive fehlt.« Der Ausdruck auf meinem Gesicht ließ ihn auflachen. Trotzdem fuhr er fort: »Junger Mann, Sie sehen nur den Sand zu Ihren Füßen und Ihr Lunchpaket, von dem Sie sich wünschen, es wäre etwas anderes. Das meine ich nicht als Vorwurf. Wissen Sie, Ihre Sicht ist ganz normal. Die meisten Menschen sind nämlich genau wie Sie: Sie sind angewidert von dem, wer sie sind, was sie essen und was für ein Auto sie fahren. Die meisten von uns machen sich leider niemals bewusst, dass es tatsächlich Millionen von Menschen auf der Welt gibt, die unseren Reichtum und unsere Möglichkeiten nicht teilen, die überhaupt nichts zu essen haben und nicht die leiseste Hoffnung hegen, jemals ein Auto zu

besitzen. Ihre momentane Situation, mein Lieber, ist zwar voller Hindernisse und Schwierigkeiten, aber sie birgt auch jede Menge Vorteile.« Jones sinnierte einen Moment, kniff die Augen zusammen und fuhr dann fort: »Was ich Ihnen nun verrate, junger Mann, ist ein Gesetz des Universums. Es ist nur eins von vielen, aber eins, was man im Moment speziell auf Ihr Leben anwenden kann. Denken Sie immer daran: *Das, worauf man sich im Leben konzentriert, nimmt zu.*«

Ich runzelte die Stirn und versuchte, die Bedeutung seiner Worte zu erfassen.

»Wenn man sich auf die Dinge konzentriert, die man meint, zu brauchen«, erklärte der alte Mann, »dann wird das Bedürfnis danach wachsen. Richtet man die Gedanken auf das, was man *nicht* hat, dann werden einem bald Dinge einfallen, von denen man schon vergessen hatte, dass man sie nicht besitzt – und man fühlt sich noch schlechter! Wenn man sich auf seine Verluste konzentriert, dann wird man wahrscheinlich noch mehr verlieren. Eine dankbare Lebenshaltung dagegen führt zu Zufriedenheit und Überfluss im Leben.« Jones sah den Zweifel in meinem Gesicht. Er legte seine Sardinenbüchse beiseite. »Wenn man fröhlich und zufrieden ist, dann verbringen andere Menschen gern Zeit mit einem. Richtig?«

»Schätze, ja«, antwortete ich.

»Nicht schätzen«, beharrte Jones. »Wenn man fröhlich und zufrieden ist, dann verbringen andere Menschen gern Zeit mit einem. Ja oder nein?«

»Ja.«

»Und wenn man bedenkt, dass man Anerkennung und neue Chancen für gewöhnlich durch andere Menschen bekommt, was geschieht dann mit einer Person, mit der sich jeder gern abgibt?«

Ich begann zu begreifen. »Sie bekommt mehr Chancen und Anerkennung?«, schlug ich vor.

»Genau das«, bestätigte Jones. »Und was geschieht mit jemandem, der ein Leben voller Entwicklungsmöglichkeiten und Anerkennung führt?«

Ich öffnete den Mund, um eine Antwort zu geben, aber der alte Mann kam mir zuvor. »Jemand, der so ein Leben führt, erhält immer mehr Chancen und Anerkennung, wird etwas bewirken können und Erfolg erleben.«

Jones sah in meinem Gesicht neues Verständnis und aufkeimende Hoffnung und hob einen Finger. »Ich muss Sie warnen«, sagte er. »Das Prinzip funktioniert genauso andersherum. Wenn jemand ablehnend und unangenehm ist und sich ständig über alles beklagt, dann halten sich die Menschen fern, richtig?«

Ich nickte.

»So jemand erhält immer weniger Entwicklungsmöglichkeiten und Ermutigung – weil niemand dessen Gegenwart sucht. Und was aus einem Leben wird, das ohne Chancen und Anerkennung auskommen muss, ist nicht schwer zu erraten.«

»Es wird immer schlimmer«, antwortete ich.

Jones ließ mir etwas Zeit, damit ich die neuen Erkenntnisse sacken lassen konnte. Dann entwarf er einen Schlachtplan. »Wie schafft man es also, zu einer Person zu werden, mit der sich andere gern abgeben? Ich habe einen Vorschlag. Stellen Sie sich jeden Tag folgende Frage: Welche Eigenschaften habe ich, die andere Menschen an mir ändern würden, wenn sie könnten?«

Ich überlegte einen Moment. Dann entgegnete ich: »Jones, was aber, wenn die Antwort auf die Frage etwas ist, das ich nicht ändern will?«

Der Alte lachte leise und antwortete: »Wissen Sie, in der Frage ging es in erster Linie gar nicht um Sie. Die Frage war: Was würden *andere* Menschen an Ihnen ändern?« Er schien meine Unsicherheit zu spüren. »Hören Sie, mein Junge, ich

sage ja gar nicht, dass Sie Ihr Leben nach den anderen oder ihren Launen ausrichten sollen. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass andere sich in Ihrer Gegenwart wohlfühlen müssen, wenn Sie vorhaben sollten, ein Mensch zu werden, der gehört wird. Nähe zu Menschen und Einfluss im Leben haben, das hat viel mit der Sicht auf die Dinge zu tun. Und die Sicht, die jemand anderes auf Sie hat, kann manchmal genauso wichtig sein wie Ihre eigene Sicht auf sich selbst.«

Einige Minuten lang saßen wir still nebeneinander, beobachteten die Möwen, die über uns kreisten, und lauschten den Wellen, die sich am Strand brachen. Dann begann Jones, die leeren Büchsen einzusammeln und in der Plastiktüte zu verstauen. Er stand auf, reichte mir die Hand und half mir auf die Füße. »Übrigens«, sagte er grinsend, »Sie haben vielleicht Sardinen und Wiener Würstchen im Sand gegessen. Ich hatte ein großartiges *Surf 'n' Turf* mit Blick auf den Ozean.« Er gab mir einen Klaps auf den Rücken. »Manchmal muss man die Dinge *nur ein bisschen anders* sehen. Alles eine Frage der Perspektive.«

Später kroch ich wieder in meinen Unterschlupf am Pier. Auf der Anglerausrüstung lagen sauber aufgestapelt drei neue orangefarbene Bücher. Es waren allesamt wieder Biografien. *Jeanne d'Arc. Abraham Lincoln. Viktor Frankl*. Ich griff zuerst nach dem Frankl-Buch, weil mir der Name unbekannt war. Der Untertitel des Buches lautete: »Der Mensch auf der Suche nach dem Sinn«. Im Klappentext erfuhr ich, dass Viktor Frankl ein österreichischer Psychiater gewesen war, der die Konzentrationslager der Nazis im Zweiten Weltkrieg überlebt hatte. Seine Frau, sein Vater und seine Mutter waren alle ermordet worden. *Alles eine Frage der Perspektive*. Jones' Stimme geisterte in meinem Kopf herum.

Im Buch lag ein zusammengefaltetes Stück Papier. Als ich es herausnahm, merkte ich, dass es eine Papierserviette war. Da-

rauf hatte Jones geschrieben: »Junger Mann, lesen Sie das hier bitte zuerst. Ich bin stolz auf Sie. Jones.« Meine Augen füllten sich mit Tränen, während ich die Notiz wieder ins Buch steckte. Es war schon eine Ewigkeit her, dass jemand stolz auf mich gewesen war.

Noch heute kann ich mich daran erinnern, wie die Titel der nächsten drei Bücher lauteten: *Harry Truman*, *Florence Nightingale* und *König David*. Danach las ich *Harriet Tubman*, *Königin Elisabeth I.* und *John Adams*. Die Bücher dreizehn, vierzehn und fünfzehn waren *Eleanor Roosevelt*, *Mark Twain* und *Joshua Chamberlain*. Im Band über Chamberlain fand ich einen Zettel, auf dem Jones mir auftrug, Roosevelt, Twain und Chamberlain nach dem Lesen zur Bücherei zurückzubringen. Ich tat es. Danach lieh ich *George Washington*, *Anne Frank* und *Christoph Kolumbus* aus.

Es dauerte nicht lange, bis mir klar wurde, dass Jones verschwunden war.

Ich suchte ihn mehrere Wochen lang und stolperte an jeder Ecke über seine Spuren. Jones hatte für mich arrangiert, dass Nancy, die Besitzerin des Strandrestaurants »Sea N Suds«, mir jeden Fisch zubereitete, den ich mitbrachte. Zu meinem Spezialmenü gehörten auch frittierte Maisbällchen und Eis-tee. Inklusiv aller Kracker, die ich verdrücken konnte, kostete mich jede Mahlzeit nur einen Dollar. Immer mehr Bootsvermieter baten mich, ihre Boote zu schrubben. Manchmal sollte ich auch noch den Fischfang der Mieter säubern. Bei jedem neuen Auftrag fiel der Name Jones.

Brent Burns, ein Liedermacher, der im »Holiday Inn« Konzerte gab, kam eines Tages auf mich zu und sagte, ein alter Mann hätte mich empfohlen. Der Alte, so Brent, fände, ich hätte Humor. Ich solle doch zwischen seinen Liedblöcken etwas Comedy machen. Ob das in Ordnung wäre, fragte er. Ich

sagte zu. Und obwohl ich bestimmt nicht sehr gut war, lachte Brent mehrmals pro Woche über mein Programm und ermutigte mich mit Worten und einer gelegentlichen Einladung zum Essen.

Die folgenden Jahre sehe ich nur verschwommen. Ich las weiterhin Biografien, obwohl ich nicht mehr unter dem Pier nächtigte. Der Einfluss von *General George Patton*, *Madam Curie*, *Josua*, *Kaleb*, *Harriet Beecher Stowe*, *Alexander dem Großen*, *Booker T. Washington*, *Daniel Boone* und den anderen insgesamt mehr als zweihundert Biografien führte dazu, dass sich mein Leben langsam, aber stetig zum Positiven entwickelte.

Während ich eines dieser Bücher über einflussreiche, wirtschaftlich abgesicherte und äußerst erfolgreiche Persönlichkeiten las, erlebte ich einen Moment bahnbrechender Erkenntnis. Mir wurde plötzlich klar, was mir unbewusst schon aufgefallen war: nämlich dass all diese großen Persönlichkeiten einiges gemeinsam hatten – wie ein Muster. Es gab sieben Prinzipien, die sie alle angewandt hatten. Und ich fragte mich, *was würde aus meinem Leben werden, wenn ich mir die Kraft dieser sieben Prinzipien zunutze machte? Prinzipien, argumentierte ich im Stillen, sind schließlich universell anwendbar. Sie funktionieren immer, ob man sie versteht oder nicht. Das Prinzip der Schwerkraft funktionierte lange, bevor Newton der Apfel auf den Kopf fiel. Nachdem Newton das Prinzip dann durchschaut hatte, konnte die Menschheit es sich zunutze machen und die Luftfahrt, Hängebrücken und eine Vielzahl von anderen Dingen entwickeln.*

Beim weiteren Nachdenken darüber wurde ich schließlich davon überzeugt, dass die Prinzipien, mit denen ein Mensch gut und mit Erfolg durchs Leben kommt – ob in Sachen Finanzen, Beziehungen oder Kindererziehung – , im Grunde ganz ähnlich wie das Prinzip der Schwerkraft sind: *Sie funkti-*

onieren jedes Mal, unabhängig davon, ob ich sie nun kenne oder nicht. Also warum sollte ich sie nicht nutzbringend in meinem eigenen Leben anwenden? Warum sollte ich nicht das Leben und gestalten, was Gott für mich im Sinn hatte? Ich entschloss mich, sofort damit zu beginnen.

Das Leben, das ich inzwischen führe, meine Familie und alles Gelungene, das wir genießen können – alles hat mit diesen sieben einfachen Prinzipien zu tun. Vor einigen Jahren habe ich sie in einem Buch verfasst, das ein *New-York-Times*-Bestseller wurde und schon in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt worden ist. *Die große Reise zu sich selbst* findet heute überall auf der Welt Anwendung bei Firmen, Teams, Regierungen und Einzelpersonen. Das Buch besteht aus der Geschichte einer Familie, die eine Zeit voller tragischer Schicksalsschläge erleiden muss. Der Familienvater, David Ponder, bekommt die Gelegenheit, durch die Zeit hindurch zu sieben Persönlichkeiten der Geschichte zu reisen, die ebenfalls in Not und Bedrängnis stecken. Jede dieser Personen – unter ihnen Harry Truman, Anne Frank, Abraham Lincoln, König Salomo und Kolumbus – eröffnet ihm ein Prinzip, das er in sein Leben integriert. Und wegen dieser sieben Prinzipien ändert sich das Leben von David Ponder von Grund auf.

Vielleicht haben Sie von mir auf einer Betriebsversammlung gehört oder eins meiner Bücher gelesen. Und vielleicht haben Sie sich gefragt, wie es kommt, dass ich über zweihundert Biografien gelesen habe. Aus ihnen habe ich die sieben Prinzipien – jetzt wissen Sie, warum. Und alles nur wegen eines alten Mannes namens Jones, der sich aus Mitleid für einen jungen Mann in der schlimmsten Krise seines Lebens interessierte.

Ich habe seit fast fünfundzwanzig Jahren jeden Tag an Jones gedacht. Als ich heiratete, hoffte ich, dass er auftaucht. Ich wollte, dass er in der ersten Reihe sitzt – auf dem Platz, wo

mein Vater gegessen hätte. Nach der Geburt jedes meiner Söhne lief ich im fahlen Licht eines neuen Tages aus dem Krankenhaus, in der Hoffnung, Jones würde irgendwo warten – lächelnd, mit neuen Ratschlägen und Zuspruch für meine Zukunft als Vater. Es gab so viele Situationen, in denen ich mir wünschte, nur eine Stunde mit dem alten Mann verbringen zu können. Aber ich sah ihn nie wieder.

Bis letzte Woche.